

FRANCINE
RIVERS

Leotas
GARTEN

ROMAN

Aus dem Englischen von
Friedemann Lux


GerthMedien



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Munken Premium Cream liefert Arctic Paper Munkedals, Schweden.

Die amerikanische Originalausgabe
erschien im Verlag Tyndale House Publishers
(Reprint Edition 2013) unter dem Titel „Leota’s Garden“.
Published in association with Browne and Miller Literary Associates, LLC,
410 Michigan Avenue, Suite 460, Chicago, IL 60605
© by Francine Rivers
All Rights Reserved.
© der deutschen Ausgabe 2016 by Gerth Medien GmbH, Asslar,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

1. Auflage 2016
Bestell-Nr. 817080
ISBN 978-3-95734-080-1
Umschlaggestaltung: Hanni Plato
Umschlagfoto: Stephen Vosloo/Tyndale House
Satz: DTP Verlagsservice Apel, Wietze
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

*Meinen Großmüttern, die mir Glauben und
Stärke vorgelebt haben:*

*Martha Wulff
Margaret Eleanor King
Anna Teresia Johnson*

KAPITEL 1

Corban Solseks Magen verknotete sich, als er die 3 auf dem Entwurf für seine Semesterarbeit in Soziologie sah. Ihm wurde erst heiß, dann kalt. So viel Arbeit hatte er in diesen Entwurf investiert! Er hatte seine Informationen und Quellen genau recherchiert, sich das methodische Vorgehen überlegt und die Arbeitsschritte systematisch geplant. Seiner Meinung nach hätte er eine 1 verdient gehabt! Er schlug das perfekt getippte Manuskript auf und suchte nach Korrekturen, Randbemerkungen, irgendetwas, das ihm erklären konnte, warum er nicht bekommen hatte, was er verdiente.

Kein einziger Strich rote Tinte. Nichts.

Corban öffnete wütend sein Kollegheft, schrieb das Datum auf die Seite und versuchte sich auf die Vorlesung zu konzentrieren. Mehrere Male sah Professor Webster direkt in seine Richtung, schaute ihn an und nicht einen anderen der 120 Studenten im Hörsaal. Jedes Mal erwiderte Corban ein paar Sekunden lang den Blick, bevor er wieder nach unten schaute und sich weiter Notizen machte. Er empfand Hochachtung vor Professor Webster, was die Note noch bitterer machte.

Ich werde ihn zur Rede stellen. Das muss ich nicht einfach so schlucken. Es war keine passable Arbeit, es war eine exzellente Arbeit. Er war kein mittelmäßiger Student, er war mit Leib und Seele dabei. Ehre, wem Ehre gebührt – hatte sein Vater ihm das nicht beigebracht?

„Du musst kämpfen im Leben, Cory. Lass dir nichts gefallen. Wenn dich einer in den Hintern tritt, tritt ihn doppelt zurück. Mach ihn fertig. Meinem Sohn hat keiner komisch zu kommen.“

Sein Vater hatte sich in die Chefetage einer Speditionsfirma hochgearbeitet. Die ganze Leiter war er hochgeklettert, vom einfachen Fahrer über Wartungsabteilung, Verkauf und Verwaltung, bis er Miteigner der Firma geworden war. Er war stolz, dass er so weit gekommen war, obwohl er die Schule vorzeitig hatte verlassen

müssen, um die Brötchen für seine Mutter und die jüngeren Geschwister zu verdienen, nachdem sein Vater an einem schweren Herzinfarkt gestorben war.

Ein Jahr, nachdem Corbans Vater schließlich in den Ruhestand gegangen war, hatte auch ihn selbst ein Infarkt dahingerafft. Er hinterließ eine reiche Witwe und drei ebenfalls bestens versorgte Kinder – zwei Söhne und eine Tochter.

„Schulbildung ist wichtig“, hatte sein Vater immer gesagt. „Geh auf ein gutes College, wenn möglich, auf das Allerbeste. Sieh zu, dass du's packst, lass dich von nichts und niemandem ablenken. Mit dem richtigen Stempel auf deinen Zeugnissen bist du schon halb die Leiter hinauf, bevor du deinen ersten Job hast.“

Nein, mit dieser miesen Note würde Corban sich nicht einfach so abfinden.

„Wollten Sie etwas sagen, Mr Solsek?“ Professor Webster starrte ihn von seinem Pult aus an.

Mehrere Studenten begannen zu kichern. Papier raschelte, Stühle knarnten, als ein paar aus den vorderen Reihen sich neugierig umdrehten.

„Wie bitte, Sir?“

„Ihr Stift, Mr Solsek.“ Die Braue des Professors war hochgezogen. „Dies ist kein Schlagzeugkurs.“

Corbans Gesicht wurde rot, als er merkte, dass er vor lauter Ärger auf seinen Tisch getrommelt hatte. „Sorry.“ Er drehte den Stift in die Schreibposition und schoss einen vernichtenden Blick auf zwei glucksende Studentinnen in seiner Reihe. Was wollten diese Spatzenhirne überhaupt hier in Berkeley?

„Können wir dann weitermachen, Mr Solsek?“ Professor Webster warf ihm ein halbes Lächeln zu.

Die Verlegenheit wurde zur Wut. *Der Kerl genießt das richtig.* Zur Ungerechtigkeit kam also auch noch die Demütigung. „Ja, Sir, jederzeit.“ Er zwang sich zu einem trockenen Lächeln, das verächtlich aussehen sollte.

Als die Vorlesung zu Ende war, tat Corban der Unterkiefer vor lauter Verspannung weh, und auf seiner Brust schien ein Elefant zu sitzen. Er verstaute umständlich sein Kollegheft in dem bereits mit Büchern und zwei kleinen Mappen gefüllten Rucksack. Die

übrigen Studenten verließen den Hörsaal gnädig schnell; nur zwei oder drei hielten kurz an, um ein Wort mit dem Professor zu wechseln, der dabei war, die Tafel auszuwischen. Corban stakste die Stufen zum Podium hinunter, den Semesterarbeitsentwurf in der Hand.

Professor Webster schob sein Vorlesungsmanuskript in eine Mappe. „Haben Sie eine Frage, Mr Solsek?“, fragte er, während er die Mappe in seine Aktentasche schob und diese schloss. Er sah Corban aus seinen dunklen Augen direkt an.

„Jawohl, Sir.“ Corban hielt ihm die Arbeit hin. „Für das Projekt hier hab ich sehr hart gearbeitet.“

„Ja, das konnte man merken.“

„Sie haben nichts verbessert.“

„Das war auch nicht nötig, es ist bestens geschrieben.“

„Warum geben Sie mir dann nur eine Drei und keine Eins?“

Professor Webster legte seine Hand auf seine Aktentasche. „In Ihrem Entwurf steckt alles, was es für eine exzellente Semesterarbeit braucht, Mr Solsek, aber eines fehlt völlig.“

Wie das? Ruth und er waren die Arbeit doch noch einmal gemeinsam durchgegangen, bevor er sie abgab. Er hatte an alles gedacht. „Was denn bitte, Sir?“

„Die menschliche Dimension.“

„Wie bitte?“

„Das Menschliche, Mr Solsek.“

„Ich habe das schon gehört, Sir, ich verstehe nur nicht, wie Sie es meinen. Die ganze Arbeit dreht sich doch um die menschliche Dimension.“

„So?“

Corban zwang sich, seine Wut über den sarkastischen Ton seines Lehrers nicht zu zeigen. „Und was muss ich tun, um das Menschliche mehr zu betonen, Sir?“ Er brauchte, er *wollte* die beste Note in diesem Kurs; weniger war nicht drin. Soziologie war sein Hauptfach. Drei Jahre lang hatte er die Bestnote gehalten; er war nicht bereit, jetzt abzutreten.

„Eine Fallstudie wäre hilfreich.“

Corban wurde wieder rot. Hatte der Professor das Ding überhaupt gelesen? Es schien ihm nicht so. „Ich habe doch mehrere

Fallstudien drin. Hier, und hier auch.“ Er hatte jeden einzelnen seiner Vorschläge mit Fallstudien untermauert. Was redete Professor Webster da?

„Aus verschiedenen Büchern und Veröffentlichungen zusammengetragen, ja, ich weiß. Ich habe Ihre Arbeit durchaus gelesen, Mr Solsek. Aber was Ihnen fehlt, ist ein *persönlicher* Kontakt mit Menschen, die von den Programmen, die Sie da vorschlagen, am meisten betroffen wären.“

„Sie meinen, ich soll Meinungsumfragen auf der Straße machen?“ Es gelang Corban nicht, die verächtliche Spitze aus seiner Stimme zu verbannen. Wie lange würde es dauern, einen brauchbaren Fragebogen zu entwickeln? Wie viele Hundert Personen müsste er interviewen? War das nicht eher etwas für eine Doktorarbeit? So weit war er noch nicht ...

„Nein, Mr Solsek. Ich hätte gern, dass Sie selbst eine Fallstudie durchführen. Eine würde mir genügen.“

„Nur eine, Sir? Aber das-“

„Eine, Mr Solsek. Für mehr werden Sie nicht die Zeit haben. Bringen Sie das menschliche Element hinein, und Sie kriegen Ihre Eins.“

Corban war sich nicht sicher, worauf der Professor abzielte, aber er spürte einen missbilligenden Unterton. War das etwas Persönliches? Fühlte der Mann sich durch seine Ideen angegriffen? Aber warum nur? Wenn die Programme, die er in der Arbeit vorschlug, je in die Tat umgesetzt würden, wären etliche der Probleme gelöst, mit denen die jetzige Regierung sich abmühte.

„Haben Sie vielleicht in Ihrer Familie jemanden, der in das Szenario passt, das Sie präsentieren, Mr Solsek?“

„Nein, Sir.“ Seine gesamte Verwandtschaft wohnte in Connecticut und im Norden des Staates New York, viel zu weit entfernt für die zahlreichen Interviews, die er für seine Arbeit bräuchte. Und außerdem hatten sie Geld. Sein Vater war aus dem Mittelmaß ausgebrochen, und in Corbans Semesterprojekt ging es um die ärmeren Schichten der Gesellschaft. Niemand in seiner Verwandtschaft war Sozialhilfeempfänger. Seine Mutter verbrachte mit ihrem neuen Mann, einem Wertpapierhändler, einen Teil des Jahres in der Schweiz.

„Tja, dann haben Sie ein Problem, Mr Solsek.“ Professor Webster nahm seine Tasche und wandte sich zum Gehen. „Aber ich bin sicher, Sie werden es lösen.“



„Hör auf zu knurren, Cory“, sagte Ruth am Nachmittag, als sie in ihrer Wohnung saßen, ein paar Straßen von der Uni entfernt. „Es ist doch ganz einfach: Wenn du deine Eins willst, machst du, was der Prof von dir verlangt. Es wird dich nicht umbringen.“ Sie fuhr sich durch ihr glattes, kurzes schwarzes Haar und öffnete den Küchenschrank. „Haben wir schon wieder keine Kaffeefilter mehr?“

„Doch, jede Menge. Guck in den Schrank links von der Spüle.“

„Da hab ich die aber nicht hingetan“, sagte sie, die Tür wieder schließend.

„Das war ich. Ist logischer so. Die Kaffeekanne ist direkt unter der Kaffeemaschine. Die Tassen sind jetzt auf dem Regal über dem Kaffee und den Filtern.“

Ruth seufzte. „Wenn ich vorher gewusst hätte, wie zwanghaft du bist, wäre ich nicht mit dir zusammengezogen.“ Sie holte die Kaffeekanne und die Filter herunter.

„Eine Fallstudie.“ Corban trommelte mit seinem Bleistift. „Das ist alles, was ich brauche.“

„Eine Frau.“

Er runzelte die Stirn. „Warum eine Frau?“

„Weil Frauen mehr aus sich herausgehen als Männer.“ Sie verzog das Gesicht. „Aber verrate meinen Freundinnen bloß nicht, dass ich das gesagt hab.“

„Eine Frau also. Schön. Was für eine?“

„Eine, mit der du auf einer Wellenlänge bist.“ Ruth gab den fünften Kaffeelöffel in den Filter.

„So persönlich muss es ja wohl nicht sein.“

„Aber sicher doch. Wie willst du Antworten auf deine Fragen kriegen, wenn du dich nicht mit deinem Opfer angefreundet hast?“

„Ich habe keine Zeit, Freundschaften aufzubauen, Ruth.“

„Es muss ja nicht für immer sein, nur für deine Arbeit.“

„Ich hab nur ein paar Monate. Ich brauche einfach jemanden, der meine Kriterien erfüllt und kooperativ ist.“

„Und du meinst, das haut dann deinen Prof vom Stuhl?“

„Dann mach einen anderen Vorschlag.“

„Ganz einfach: Du musst der Frau einen Anreiz geben.“

„Du meinst Geld?“

„Nein, nicht Geld, du Dussel.“

Es ärgerte ihn immer, wenn sie so herablassend redete. Er trommelte mit seinem Bleistift und schwieg. Sie sah zu ihm hin, die Stirn leicht gerunzelt. „Jetzt guck nicht so, Cory. Du brauchst doch bloß Dienstleistungen gegen Informationen zu bieten.“

Er lachte spröde. „Klar. Und was für Dienstleistungen?“

Sie rollte mit den Augen. „Mensch, Cory, denk doch mal nach!“

Ihr Ton nervte ihn jetzt wirklich. Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück, schob den Entwurf weiter weg und wünschte sich, das Projekt anders angegangen zu sein. Die Aussicht, mit wildfremden Menschen reden zu müssen, machte ihn nervös, auch wenn er das nicht vor Ruth zugeben wollte. Sie hatte Marketing und Kommunikation studiert, sie konnte jederzeit mit jedem über jedes Thema reden. Ein fotografisches Gedächtnis hatte sie außerdem, was ebenfalls sehr nützlich war.

„Hör auf zu grübeln.“ Ruth schüttelte den Kopf, während sie sich eine Tasse pechschwarzen Kaffees eingoss. „Geh einfach zum nächsten Supermarkt und hilf irgendeiner alten Dame, ihre Sachen nach Hause zu tragen.“

„Bei meinem Talent denkt sie dann glatt, ich will ihr das Portemonnaie klauen.“ Er nahm seinen Stift und begann wieder zu trommeln. „Ich mache das besser über irgend so eine Organisation.“

„Na bitte, du hast eine Lösung gefunden.“ Ruth beugte sich zu ihm, um ihn auf den Mund zu küssen, dann nahm sie ihm den Bleistift ab und steckte ihn sich hinter ihr Ohr. „Ich wusste es doch.“

„Was macht das Essen?“, fragte er. „Heute Abend bist du dran mit Kochen.“

„Oh, Cory, das geht nicht! Du weißt doch, wie lange ich dafür brauche; bei mir muss alles perfekt sein. Und ich muss noch zweihundert Seiten lesen und mich auf die Klausur morgen vorbereiten.“

Ungefähr das, was er an einem normalen Abend an Arbeit hatte ... Sie lehnte sich in den Türrahmen und warf ihm ihr schönstes Lächeln zu, ihr dunkles Haar der Rahmen für ihr makellostes ovales Gesicht. Wie schön ihre dunklen Augen waren! Das Lächeln wie aus der Zahnpastawerbung. Die geschwungenen Wangenknochen ... ganz zu schweigen vom Rest ihres Körpers. Ruth Coldwell war eine bildhübsche Frau, und intelligent dazu. Und ehrgeizig.

Gleich am ersten gemeinsamen Abend hatte Corban gewusst, dass sie die Richtige war. Mehr noch nach dem zweiten Treffen und einer Liebesnacht in seiner Wohnung. Er merkte es daran, dass er sich nicht mehr richtig auf sein Studium konzentrieren konnte. Ständig dachte er nur an Ruth, aber er wollte sie nicht bedrängen und am Ende gar in die Flucht schlagen. Doch schon lächelte ihm das Schicksal zu: Bei einer Tasse Kaffee und unter vielen Tränen hatte Ruth ihm ihre Geldsorgen anvertraut. Sie wusste nicht, wie sie das Semester fertig studieren sollte. Worauf er sagte: „Warum ziehst du nicht einfach zu mir?“

„Echt?“ Selbst die Tränen in ihren braunen Augen kamen ihm wunderschön vor. „Meinst du das ernst?“

Er kam sich auf einmal vor wie ein edler Ritter, der einem Burgfräulein in Not zu Hilfe eilte. Geld war kein Problem für ihn. „Klar.“

„Ich weiß nicht, Cory ...“

„Warum nicht?“ Wenn er sich einmal etwas vorgenommen hatte, ging es nur noch darum, wie man es am besten ausführen konnte.

„Es ist nur, weil wir uns doch erst so kurz kennen“, hatte sie gesagt.

„Was weißt du denn noch nicht über mich?“

„Oh, Cory, es kommt mir vor, als ob ich dich schon mein ganzes Leben lang kenne, aber das ist so ein großer Schritt.“

„Was wird denn dadurch groß anders? Wir verbringen doch ohnehin fast unsere ganze Zeit gemeinsam. Es ist nur ökonomisch, wenn wir zusammenziehen.“

„Aber ... aber das ist was Ernstes, fast wie heiraten. Das ist mir noch zu früh, Cory.“

Das Wort *Heiraten* hatte ihm kalte Schauer den Rücken hinabrieseln lassen. Nein, so festlegen wollte auch er sich noch nicht.

„Wir müssen es ja nicht zu so etwas Großem machen“, hatte er gesagt und es ernst gemeint. „Erst mal machen wir einfach gemeinsame Kasse und teilen uns die Hausarbeit. Wie wär’s damit?“ Er verzog das Gesicht bei der Erinnerung daran. Aber damals hatte er vieles gesagt, um sie zu überzeugen. „Das spart uns beiden Geld und Zeit“, hatte er gesagt, um ihren Stolz nicht zu verletzen.

Am nächsten Nachmittag war sie zu ihm gezogen. Jetzt lebten sie seit einem halben Jahr zusammen und manchmal ...

Ruth kam zurück in die Küche und gab ihm den nächsten Kuss. „Jetzt guck nicht schon wieder so! Ich weiß ja, dass ich an der Reihe bin mit Kochen, aber ich kann’s doch nicht ändern, wenn es mal eng wird. Das Studium geht vor, darauf hatten wir uns geeinigt, oder?“ Ihre Finger fuhrn durch sein Nackenhaar und er schauderte wohligh. „Warum bestellst du nicht was beim Chinesen?“

Das letzte Essen dieser Art hatte ihn 30 Dollar gekostet. Aber es war nicht das Geld, das ihn ärgerte, es ging ihm ums Prinzip. „Ich glaube, ich gehe irgendwo ’ne Pizza essen.“ Er wusste, dass sie Pizza nicht mochte.

Abrupt richtete Ruth sich auf. „Wie du willst.“ Sie zuckte die Achseln.

„Ich brauche meinen Bleistift“, sagte er, als sie wieder zur Tür ging.

„Was für herrliche Laune du heute hast.“ Sie zog den Bleistift hinter ihrem Ohr hervor und warf ihn auf den Tisch.

Er blieb allein am Küchentisch zurück und fragte sich, wie es möglich war, dass man eine Person so mögen und gleichzeitig das Gefühl haben konnte, dass etwas nicht stimmte. Mit einem Schnaufen stand er auf. Er hatte jetzt keine Zeit, über seine Beziehung mit Ruth nachzudenken; er musste sich überlegen, was er mit seiner Seminararbeit anfangen sollte. Eher halbherzig nahm er das Telefonbuch, knallte es auf den Tisch und schlug die Gelben Seiten auf. Die Liste unter „Dienstleistungen für Senioren“ war lang. Er verbrachte den Rest des Nachmittags damit, eine Nummer nach der anderen anzurufen, bis er eine Organisation gefunden hatte, die ihm brauchbar erschien.

„Wunderbar, dass Sie das machen wollen, Mr Solsek“, sagte die Dame am anderen Ende der Leitung. „Wir haben ja so wenige

Studenten. Sie müssten sich natürlich kurz bei uns vorstellen und ein paar Unterlagen ausfüllen und an einer Wochenendschulung teilnehmen. Haben Sie eine Erste-Hilfe-Bescheinigung?“

„Nein, Madam“, sagte er mühsam beherrscht. Vorstellungsgespräch? Formulare? Schulung? Bloß, um eine alte Dame zur Bank oder zum Supermarkt zu begleiten?

Corban notierte sich alles Nötige und seufzte tief. Zum Teufel mit Professor Webster!



„Das kommt überhaupt nicht infrage, Anne-Lynn! Wie kommst du überhaupt auf so eine Schnapsidee?“ Nora zitterte vor Erregung. Alles war so gut gelaufen und jetzt kam ihre Tochter und warf alles durcheinander! Aber nichts da, diesmal würde sie ihren Willen nicht kriegen!

„Ich hab dir doch gesagt, wie wichtig-“

„Ich will nichts mehr hören, Anne.“ Nora erhob sich vom Tisch und nahm ihre Tasse und Untertasse hoch. Sie klapperten heftig. Nora zwang ihre Hände zur Ruhe und trug die Tasse zur Spüle. „Du rufst einfach Susan an und sagst ihr, dass du zur Vernunft gekommen bist.“

„Mutter, bitte. Ich hab mir das alles genau überlegt ...“

„Ich habe Nein gesagt!“ Nora weigerte sich, ihre Tochter anzuschauen. Sie wollte es nicht sehen, das blasse Gesicht und die bitrenden blauen Augen. Sie würde sich nicht auf die Tränendrüsen drücken lassen, diesmal nicht! Sie spülte Tasse und Untertasse ab, öffnete die Spülmaschine und räumte sie hinein. „Es ist beschlossene Sache, dass du nach Wellesley gehst.“

„Du hast das beschlossen, Mutter, nicht ich.“

Nora knallte die Klappe der Spülmaschine zu und funkelte ihre Tochter an. „Einer von uns muss ja wohl Verstand zeigen. Ausnahmsweise war selbst dein Vater der gleichen Meinung. Hat er dir nicht gesagt, dass dir ein Diplom von einem Prestige-College wie Wellesley viele Türen öffnen wird?“

„Er hat gesagt, das tut die University of California auch.“

„Bloß, weil er selbst dort war!“

„Papa sagt, er will, dass ich das tue, was mich glücklich macht.“

Noras Herz hämmerte vor Wut. Wie konnte er es wagen, ihre Arbeit und Mühe so zu sabotieren? Konnte er nicht ein einziges Mal an jemand anderen als sich selbst denken? Er wollte doch nur, dass Annie in Kalifornien zur Universität ging, damit sie an der Westküste blieb. „So, er will also, dass du glücklich wirst, und ich nicht – meinst du das? Da täuscht ihr euch! Liebe heißt, dass man *das Beste* für den anderen will.“

„Dies *ist* das Beste, Mutter. Ich habe einen Job und kann auf eigenen Füßen stehen.“

„Als Kellnerin, mit einem Minigehalt! Du bist ja so naiv!“

„Ich weiß, dass ich es nicht so bequem haben werde wie hier bei dir und Fred, aber ich werde meine eigene Wohnung haben ...“

„Bei einer Hippie-Freundin!“

„... und zu essen und-“

„Denkst du etwa, ich habe dich auf die besten Privatschulen geschickt, damit du dann *Kellnerin* wirst? Hast du überhaupt eine Ahnung, was deine Ausbildung gekostet hat? Klavierstunden, Tanzstunden, Ballettstunden, Benimmunterricht und weiß der Himmel was! Ich habe Tausende Dollar ausgegeben, ganz zu schweigen von Tausenden Stunden von *meiner* Zeit, damit du es mal besser hast als ich! Ich habe mich aufgeopfert für dich und deinen Bruder.“

„Mutter, das ist nicht fair.“

„Du hast recht, das ist nicht fair. *Mir gegenüber*. Du wirst nicht nach San Francisco ziehen und wie ein Hippie in Susans Absteige leben. Du wirst nicht Wellesley in den Wind schlagen, bloß damit du ein paar Zeichenstunden nehmen kannst. Meinst du, ich hätte dich nicht nach Paris zum Studieren geschickt, wenn du wirklich so viel Talent hättest?“

Sie sah, wie es in Annies Gesicht arbeitete. Gut, das hatte gesessen. Besser Klartext reden. Besser ihr jetzt etwas wehtun als zuschauen müssen, wie ihre Tochter ihre Zukunft vor die Hunde warf. Ihre Kunstseminare konnte sie ja immer noch nebenbei belegen.

„Mutter, jetzt hör mir doch mal zu! Ich habe lange deswegen gebetet, und-“

„Anne-Lynn, verschone mich mit deinem Gott, ein für alle Mal! Dass ich dich auf diese Kirchenfreizeit geschickt habe, war der

größte Fehler, den ich je gemacht habe! Du bist seitdem nicht mehr wiederzuerkennen!“

Annies Augen wurden feucht, aber Nora beschloss, hart zu bleiben. Sie musste ihrer Tochter bei dieser Lebensentscheidung helfen. Anne musste den richtigen Weg wählen! Nora war klar: Wenn sie auch nur einen Moment lang nachgab, war es mit ihren Hoffnungen für Annie vorbei.

Sie senkte ihre Stimme. „Ich liebe dich sehr, Anne-Lynn. Wenn es nicht so wäre, würde ich dich machen lassen, was du willst. Vertrau mir bitte. Ich weiß, was gut für dich ist. Eines Tages wirst du mir danken. Und jetzt geh rauf in dein Zimmer und denk noch mal drüber nach.“ Sie sah, dass Annie den Mund öffnete und hob ihre Hand. „Nein, jetzt ist erst mal Schluss, du hast mir schon genug wehgetan. Jetzt tu, was ich gesagt habe.“

Annie erhob sich langsam und stand neben dem Tisch, den Kopf gesenkt. Nora beobachtete sie. Musste sie noch härtere Geschütze auffahren, um sicherzugehen, dass Annie ihr Leben nicht wegwarf? Wie schön sie war, mit dem schlanken Körper eines Modells, perfekten Klavierspielerhänden und Bestnoten, mit denen sie auf jedes College im Land gehen konnte – aber nicht dem geringsten bisschen gesundem Menschenverstand. Noras Augen brannten. Sie versuchte nicht, die Tränen zu verbergen, die in ihnen standen. Was für eine grausame Ironie war das? Wollte ihre Tochter alle ihre Träume zerstören?

„Mutter, ich muss allmählich meine eigenen Entscheidungen treffen.“

Nora knirschte mit den Zähnen. Diese Kluft zwischen ihnen, sie wurde immer größer. „Wo du doch neuerdings so bibelfest bist, solltest du dir vielleicht mal die Stelle anschauen, wo es heißt: ‚Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren‘. Und da dein Vater nicht da ist, solltest du mich ehren. Und jetzt geh auf dein Zimmer, bevor ich noch durchdrehe!“

Annie ging still nach oben.

Nora lehnte sich an die Küchentheke. Ihr Herz schlug wie eine Trommel. Es war ihr nie in den Sinn gekommen, dass Annie sich gegen die Pläne wehren könnte, die sie für sie hatte. Vielleicht war es doch nicht so gut gewesen, dass Annie so früh die High School

abgeschlossen hatte; das hatte ihr zu viel Zeit gegeben, Flausen in den Kopf zu bekommen.

Nora seufzte. Sie war so stolz auf Annie gewesen! Sie hätte ihr eine Beschäftigung geben sollen, dann hätte Annie nicht die Zeit gehabt, Susan zu besuchen und sich von ihr einreden zu lassen, wie toll es sei, unabhängig und arm zu sein.

„*Ich ziehe zu Susan ...*“

Susan Carter! Aus dem Mädchen würde nie etwas werden. Die Carters waren nett, aber sie hatten kein Niveau. Tom war Arbeiter, Mary-Ann eine schlecht bezahlte Krankenschwester. Wie sie es schafften, sechs Kinder zu ernähren, war Nora schleierhaft. Ihr Sohn Sam war schon im Gefängnis gelandet und Susans Werdegang ließ auch nichts Gutes erahnen.

Nora ging ins Esszimmer und holte sich ein Weinglas aus dem Mahagonischrank. Im Kühlschrank hatte sie noch eine Flasche Chablis. Sie füllte das Glas, verschloss die Flasche wieder und stellte sie zurück in den Kühlschrank. Dann schlenderte sie in den Wintergarten hinüber, setzte sich auf die weiße Korbchaiselongue mit den geblühten Kissen und streckte ihre schlanken Beine aus.

Der alte Groll sprudelte und kochte in ihrem Inneren. Was hätte sie dafür gegeben, die Möglichkeiten zu haben, die sie Annie gab! Und was war der Dank? Dass Anne-Lynn wie ein bockiges Kind ihren Kopf durchsetzen wollte. Noch hatte sie es nicht gesagt: „Ich will mein Leben selbst leben.“ Aber es würde bald so weit sein.

„Das lasse ich nicht zu. Sie wird ihr Leben nicht ruinieren!“

Nora atmete tief durch die Nase ein und langsam wieder aus, um sich zu beruhigen. Dann nahm sie einen Schluck Wein. Was sollte sie tun, wenn Annie bei ihrem Hirngespinnst blieb? Den Rest des Frühlings und den ganzen Sommer hatte sie noch Zeit. Zu viel Zeit, das war das Problem. Aber dem konnte man leicht abhelfen. Im Juni könnte Annie als Hilfslehrerin an der Middle School arbeiten und danach einen Einsatz bei den Sommerkursen machen – das würde sich auch in ihrem Lebenslauf gut machen.

Noras Kopf schmerzte. Die nächste Migränewelle. Wenn Annie wieder herunterkam, würde sie sie bitten, ihr eine kalte Kompresse zu machen; dann würde sie vielleicht endlich merken, was sie ihrer Mutter antat.

Warum musste Anne-Lynn ausgerechnet jetzt den Aufstand probieren? Dass sie letzte Woche 18 geworden war, bedeutete doch nicht, dass sie fähig war, ihr Leben selbst zu führen! Das hatte ihr nur diese Susan eingeredet. Oder Annies Vater. Nora hatte Lust, ihn anzurufen und ihm zu sagen, was sie von dieser Einmischung hielt. Die *University of California!* Die Hochschule der Mittelklasse. Wenn er wenigstens Stanford vorgeschlagen hätte ...

Die letzten vier Jahre waren so wunderbar gewesen. Annie war ruhiger geworden nach den turbulenten Vorpubertätsjahren, in denen Nora oft Angst gehabt hatte, dass ihre Tochter eines Tages von zu Hause weglaufen würde, um auf der Straße zu leben. Alles war Annie geglückt; nur einmal hatte sie gebeten, mit den Ballett- und Klavierstunden aufhören zu dürfen, aber das mütterliche Nein sofort akzeptiert und weitergemacht. Sie hatte gute Noten, war bei den anderen Schülern beliebt und erhielt mehr als genug Anrufe und Besuche männlicher Bewunderer. Nur mit einigen wenigen hatte sie je ausgehen dürfen; Nora sorgte dafür, dass Annie nicht irgendeinen dahergelaufenen Kerl heiratete.

In Wellesley würde Annie Menschen kennenlernen, die wirklich etwas darstellten und sie auf die richtige Spur brachten. Und die jungen Männer dort waren sicher geeignetes Heiratsmaterial. Warum nur wollte Anne-Lynn auf einmal alles wegwerfen?

„*Ich habe gebetet ...*“

Nora kippte den Rest des Weins hinunter und stand auf, um sich noch ein Glas zu holen.

Anfangs hatte Nora über Annies „Bekehrung“ nicht weiter nachgedacht. Nicht, dass es ein schönes Wort war. Es war wie ein Schlag ins Gesicht, die reinste Beleidigung. Für was hielt das Mädchen denn seine Mutter – für eine Heidin? Hatte sie nicht dafür gesorgt, dass die Familie regelmäßig zum Gottesdienst ging? Annies biologischer Vater war einmal Kirchenältester gewesen, und Fred hatte zwar keine Zeit für Gottesdienstbesuche, aber er spendete sehr großzügig. Und Nora selbst hatte mehr als einmal bei Hilfsaktionen Tüten mit Konserven gepackt.

Und dann war Anne-Lynn plötzlich nach einer Sommerfreizeit nach Hause gekommen und hatte erklärt: „Mutter, ich bin Christ geworden. Ich habe Jesus Christus in mein Leben eingeladen und

Pastor Rick hat mich getauft. Ich bin ja so glücklich und ich möchte, dass du das auch erlebst!“

Christ *geworden* war sie? Und was war sie dann vorher gewesen?

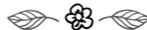
Nora hatte ihr das durchgehen lassen. Immerhin war es im Verhalten ihrer Tochter zu einigen positiven Änderungen gekommen, und wenn Annie sie Jesus zuschreiben wollte, schön; solange ihre Aufmüpfigkeit weniger wurde, war es Nora recht. Annie tat, was man ihr sagte, sagte „Bitte“ und „Danke“, hielt ihr Zimmer in Ordnung und bot sich an, im Haus zu helfen. Ein willkommener neuer Stil nach den launischen Jahren. Wenn Annie als umgängliche junge Dame aus der Freizeit zurückkam, dann durfte man Gott wohl danken.

Annie war die Tochter geworden, von der Nora geträumt hatte. Ihre sämtlichen Freundinnen beneideten sie um dieses perfekte, liebe Mädchen – vor allem, als ihre eigenen Töchter Widerworte gaben, mit Drogen und Jungen herumexperimentierten, von zu Hause wegliefen oder schwanger wurden und eine Abtreibung haben mussten.

Annie war perfekt.

Annie war ihr ganzer Stolz.

Und sie würde es nicht zulassen, dass sie irgendwelche dummen Fehler machte.



Oben in ihrem Zimmer saß Annie mit gekreuzten Beinen auf ihrem Bett unter dem gehäkelteten Betthimmel. Sie hielt ein rosa Satinkissen an ihre Brust gedrückt und kämpfte gegen die Tränen an. Warum musste ihre Mutter ihr immer so ein schlechtes Gewissen machen? Wie sehr sie sich auch anstrengte, es reichte nie. Ein einziger Fehler, ein eigener Gedanke, und Annie musste sich wieder anhören, wie undankbar, trotzig und dumm sie war. Und wenn die Worte einmal nicht ausreichten, kam passend die nächste Migräne. Jetzt lag ihre Mutter bestimmt wieder auf der Chaiselongue im Wintergarten und bedauerte sich bei einem Glas Wein und mit kalten Kompressen.

Und ich bin schuld, dachte Annie. Jedes Mal, wenn ich versuche, mich freizuschwimmen, endet das so. Wann hört das endlich auf?

Herr, du weißt, wie ich versuche, jeden Gedanken gefangen zu nehmen und mich auf dich zu konzentrieren. Aber Mutter weiß genau, welche Knöpfe sie drücken muss. Warum ist sie nur so? Jesus, du weißt, ich hab versucht, meine Mutter zu verstehen und es ihr recht zu machen, aber man kann es ihr einfach nicht recht machen.

Es war alles so unlogisch. Ihre Mutter jammerte, wie viel Geld und Zeit sie in Annie investierte, aber sie wollte ihr nicht erlauben, sich eine Arbeit zu suchen oder ein eigenes Leben zu führen. *Sie will unbedingt, dass ich nach Wellesley gehe. Du weißt doch, was das kostet, Herr. Ich kann da nicht hin, wenn ich spüre, dass ich Kunst studieren soll. Aber Mutter weigert sich, mich auch nur anzuhören. Herr, sie sagt, sie mag Susan, aber eben hat sie sie ein Hippiemädchen genannt, das nicht gut genug für mich sein soll.* Wie konnte ihre Mutter behaupten, dass sie stolz auf Annies Leistungen in der Schule war, und ihr in der nächsten Minute sagen, dass sie dumm sei und unfähig, Entscheidungen für ihr eigenes Leben zu treffen?

„*Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren.*“ Ehren? Was hieß das? Dass man stumpf alles tat, was sie einem sagten? Dass man stets sofort kapitulierte? Dass man sich selbst aufgab, um die Träume eines anderen zu erfüllen?

Annie wusste: Wenn sie nach Wellesley ging, war das nur der Anfang. Ihre Mutter würde sie ständig anrufen und löffeln, mit wem sie gerade ausging und ob der junge Mann „vielversprechend“ war – was für Noten er schrieb und wie lukrativ seine Fachrichtung war. Jura zum Beispiel. Oder Medizin. Und natürlich, aus was für „Verhältnissen“ er kam. Vielleicht ein Kennedy?

Plötzliche Schuldgefühle überkamen Annie. So schlimm war ihre Mutter nun auch wieder nicht ...

Werde ich allmählich so wie sie, Gott? Werde ich es mit meinen Kindern auch einmal so machen? Oder werde ich ihnen eines Tages sagen: „Ich hatte nie Freiheit, macht, was ihr wollt“? Oh, Vater, vergib mir, aber ich fange an, meine Mutter zu hassen.

Groll und Bitterkeit waren das Letzte, was sie wollte, aber es war alles so frustrierend! Ihre Mutter hörte ihr noch nicht einmal zu. Und es wurde immer schlimmer. *Ich dachte, ich kann erwachsen werden und ausziehen und ein eigenes Leben führen, aber es scheint, je mehr ich kämpfe, desto mehr krallt sie sich an mir fest.*

„Gott, hilf mir ... bitte.“

Vielleicht ging sie lieber doch nach Wellesley? Aber das wäre nur ein Aufschub, sie müsste sich weiter ständig anhören, wie viel ihre Mutter für ihre Zukunft geopfert hatte. Und wenn sie nicht nach Wellesley ging, würde es ewig und drei Tage heißen, wie dumm und undankbar sie war.

Herr, was ich auch mache, es ist falsch. Was soll ich tun?

Sackgassen, wo sie sich auch hindrehte. Sie kam sich vor wie ein Kalb, das ein Brandzeichen bekommen soll und mit dem Lasso eingefangen wird. Das Feuer brannte, das Brandeisen glühte, und darauf stand „Eigentum von Nora Gaines.“

Was sie auch tat, es musste genau nach dem Willen ihrer Mutter gehen. *„Komm zurück in den Stall, Annie. Ich weiß, was das Beste für dich ist, und ich lasse nicht locker, bis ich dich dort habe.“* Aber wusste sie das? Was wollte ihre Mutter wirklich?

Gott, ich weiß nicht, was ich machen soll. Du ziehst mich in die eine Richtung und meine Mutter in die andere. Wie kann ich deinen Willen tun, ohne sie zu verletzen? Warum kann sie mich nicht loslassen?

Sie wollte gern eine liebende Tochter sein, aber es wurde immer schwerer. Mittlerweile konnte sie es kaum noch ertragen, im selben Zimmer zu sein wie ihre Mutter. Wenn sie nicht nach oben gegangen wäre, wäre sie explodiert und hätte Dinge gesagt, die sie später bereut hätte. Sie hatte den Kopf gesenkt gehalten, um ihre Gefühle vor ihrer Mutter zu verbergen, und den Mund gehalten. Es hatte sie äußerste Selbstbeherrschung gekostet, nicht aufzustehen und zu schreien: „Verschwinde aus meinem Leben, Mutter! Ich kann dir nichts recht machen und ich bin es leid! Warum besorgst du dir nicht selbst ein Leben, damit ich meins für mich haben kann?“

Die Worte wären wie ein alles versengender Lavastrom aus ihr herausgeschossen. Sie wusste so manches über ihre Mutter, was sie lieber nicht gewusst hätte. Zum Beispiel, dass Nora Gaines Weltmeisterin im Nachtragen war. Sie führte sorgfältig Buch über alles Schlechte, das sie in ihrem Leben erfahren hatte. Und von wem es gekommen war. Sie vergaß und vergab nichts. Die Vergangenheit war ihr Munitionsdepot und sie schoss schnell und scharf. Annie kannte die Namen sämtlicher Personen, die ihre Mutter je verletzt hatten, und die genaue Art ihrer Verbrechen.

Manchmal ging sie von allein los, die alte Schallplatte in Annies Kopf: *„Du bist genau wie dein Vater, der hat auch nie an die Zukunft gedacht. ... Du bist wie dein Vater, du träumst immer nur ...“* Oder noch schlimmer: *„Du bist wie Leota. Du denkst immer nur an dich; was die anderen fühlen, ist dir egal. ... Meine Mutter hatte nie Zeit für mich. Schau dir an, wie viel Zeit ich mir für dich nehme. Ich wurde nie so geliebt wie du. ... Meine Mutter hat mir nie etwas geschenkt. Ich musste mit achtzehn Jahren hinaus in die Welt und mich selbst durchschlagen. ... Ich wollte immer, dass du die allerbesten Chancen hast. Ich habe dafür gesorgt, dass du alles bekamst, was ich nie hatte.“*

Annie konnte sich nicht erinnern, dass ihre Mutter auch nur ein einziges Mal etwas Gutes über ihre eigene Mutter gesagt hatte. Leota Reinhardt. Annie hatte sich oft gefragt, ob Oma Leota schuld daran war, dass ihre Mutter so war.

Aber wer konnte das sagen? Annie kannte ja nur die Version ihrer Mutter. Was Leota dazu zu sagen hatte, wusste sie nicht. Wie oft hatte Annie ihre Oma überhaupt gesehen? Obwohl sie ganz in der Nähe in Oakland wohnte, konnte Annie an zwei Händen abzählen, wie oft sie sie besucht hatten. Und kaum waren sie angekommen, wurden Annie und ihr Bruder Michael in den Garten geschickt, damit die Erwachsenen sich ungestört unterhalten konnten.

Annie runzelte die Stirn. Die Person, die sie immer in den Garten schickte, war nicht Großmutter gewesen.

Sie waren nie länger als ein, zwei Stunden bei ihr geblieben, denn Mutter bekam immer gleich Kopfschmerzen; auf dem Rückweg ließ sie sich dann endlos über Oma Leotas zahlreiche Fehler aus.

Einmal, als ihre Eltern noch verheiratet gewesen waren, hatte Annie gehört, wie ihr Vater sagte, dass er Leota mochte. Nur einmal. Er hatte die Worte wie einen Fehdehandschuh hingeworfen, und ein langer, heftiger Streit war gefolgt, mit Türenknallen und Porzellanscherben. Diese Nacht hatte sich in Annies Gedächtnis eingebrannt. Grausame Worte waren hin- und hergeflogen. Sechs Monate danach hatten ihre Eltern die Scheidung eingereicht und Annie hatte gewusst, dass man Leota besser nicht erwähnte und keine Fragen über sie stellte.

Annie legte sich zurück und schaute zu dem gehäkelten Himmel hoch. Er war ein Geschenk zu ihrem 14. Geburtstag gewesen.

Ihre Mutter hatte ein tolles Geburtstagsfest für sie gegeben, mit all ihren Ballett- und Schulfreundinnen. Volles Haus. Ihre Mutter hatte den versammelten Gästen erzählt, wie sie den Betthimmel in einem Schöner-Wohnen-Magazin gesehen und den Verleger angerufen hatte, der ihr die Adresse der Herstellerfirma gegeben hatte. „Der Himmel ist per Luftpost aus Belgien gekommen.“ Die Mäuler der Mädchen waren aufgeklappt. Eine Freundin hatte Annie zugeflüstert: „Mensch, wenn meine Mutter *mir* doch mal so was schenken würde ...“

Annie erinnerte sich gut daran, dass sie das Ding am liebsten zurück in den großen, professionell mit Seidenschleifen und Blumen verzierten Karton gesteckt und ihn dem Mädchen hingehalten hätte. Sie war drauf und dran gewesen zu schreien: „Ich wollte den gar nicht haben! Sie benutzt das doch wieder bloß als Waffe! Das nächste Mal, wenn ich nicht nach ihrer Pfeife tanze, wird sie sagen: ‚Wie kannst du so undankbar sein? Dabei habe ich dir diesen schönen Betthimmel geschenkt. Ich musste ein Ferngespräch mit der Illustrierten führen und eine Ewigkeit am Telefon warten, um herauszufinden, wo er herkam, und dann musste ich diese Firma in Belgien anschreiben. Weißt du überhaupt, wie viel das gekostet hat? Was hätte ich früher dafür gegeben, wenn ich so was in meinem tristen kleinen Zimmer gehabt hätte, als ich selbst ein Kind war – und jetzt willst du die einfachsten Sachen, die ich dir sage, nicht tun?!“

Etwas rührte sich in Annie, eine winzige kleine Flamme. Ein Funke nur, aber es war, als ob in einem pechschwarzen Raum ein Streichholz angezündet wird. Auf einmal konnte sie es sehen.

Oh Gott – oh Gott. Jetzt liege ich genauso hier auf meinem Bett wie Mutter unten auf der Chaiselongue. Ich bade genauso in Selbstmitleid wie sie. Ich verabscheue ihre Art, aber ich bin dabei, genau so zu werden.

Sie setzte sich auf, ihr Herz hämmerte. *Ich kann nicht mehr hierbleiben. Das geht nicht so weiter, sonst hasse ich meine Mutter bald genauso, wie sie ihre hasst. Gott, so kann ich nicht leben.*

Sie stand auf und ging zu ihrem Schrank. Entschlossen holte sie den Koffer vom obersten Regal herunter, öffnete die Schubladen ihrer Kommode und packte hastig das Nötigste ein. Es würde reichen, bis sie sich bei Susan eingelebt hatte. Sie nahm ihre Bibel vom

Nachttisch und legte sie auf ihre Kleider, dann klappte sie den Koffer zu und verschloss ihn.

Sollte sie mit ihrer Mutter reden? Nein, diese Szene durfte sie nicht riskieren. Sie setzte sich an ihren Schreibtisch, öffnete eine Schublade und nahm die Schachtel mit dem hübschen Briefpapier heraus. Einen langen Augenblick saß sie da und dachte nach. Egal, was sie auch schrieb, es würde ihre Mutter nicht umstimmen können. Sie wischte sich die Tränen aus den Augen. *Gott ... Herr ...* Sie wusste nicht, was sie beten sollte, wusste nicht, ob das, was sie tat, richtig oder falsch war.

Ehren.

Was hieß das denn?

„*Liebe Mutter*“, schrieb sie, „*ich danke dir für alles, was du für mich getan hast.*“ Sie überlegte lange, was sie noch schreiben konnte, um den Schlag abzumildern, doch ihr fiel nichts ein. „*Ich liebe dich*“, schrieb sie schließlich, und darunter ihre Unterschrift: „*Annie.*“



Nora hörte, wie die Treppe kurz knarrte. Aha, Annie kam herunter. Gut. *Endlich ist sie zur Vernunft gekommen.* Nora blieb liegen, presste weiter die Kompresse auf ihre Augen und wartete darauf, dass ihre Tochter kam und sich entschuldigte.

Die Haustür ging.

Nanu? Nora setzte sich auf. „Annie?“

Sie warf die Kompresse ärgerlich auf den Boden und stand auf. Bestimmt machte Annie jetzt einen Schmollspaziergang. Nun ja, wenn sie zurückkam, war sie hoffentlich pflegeleichter. Aber das Warten regte Nora auf. Geduld war nicht ihre Stärke; sie hatte es gern, wenn alles schnell und prompt ging, und wenn sie nicht wusste, was Annie gerade dachte oder tat, machte sie das ganz nervös.

Warum ist das Mädchen nur so schwierig? Ich will doch nur ihr Bestes!

Als sie ins Wohnzimmer trat, sah sie durch die eleganten Fenstergardinen, wie Annie einen Koffer in den Kofferraum des neuen

Wagens wuchtete, den ihr Vater ihr zum Schulabschluss geschenkt hatte. Nora erstarrte. Annie knallte den Kofferraumdeckel zu, ging zur Fahrertür, schloss sie auf und stieg ein.

Wo will das Mädchen hin? Sie weiß doch, dass sie nicht ausgehen darf, ohne mich um Erlaubnis zu fragen!

Annie startete den Wagen. Als sie losfuhr, wurde Nora von zwei Gefühlen gleichzeitig gepackt: heiße Wut und eisige Panik. Sie rannte zur Haustür, stieß sie auf und rannte nach draußen. „Annie!“

Nora Gaines stand auf dem makellosen Rasen ihres Vorgartens und sah, wie die Bremslichter des Autos ihrer Tochter einmal kurz aufleuchteten, bevor es um die nächste Straßenecke verschwand.

KAPITEL 2

Leota Reinhardt spülte ihr Glas, den grünen Teller, die Gabel und das Messer ab und stellte sie zum Trocknen in den Ständer neben der Spüle. Das Haus war still, die Fenster alle geschlossen. Früher hatte sie sie das ganze Frühjahr offen gelassen und das Konzert der Vögel und die Blütenduftsinfonie aus ihrem Garten genossen. Aber in den letzten Jahren, seit ihre Arthritis sie im Haus festhielt, war der Garten verwildert. Sie zog den Stöpsel und betrachtete ihre kno- tigen Hände und das gurgelnd verschwindende Seifenwasser.

Genauso schnell geht die Zeit dahin. 84 Jahre.

Viel Zeit blieb ihr nicht mehr. Eine tiefe Traurigkeit stieg in ihr hoch, eine Einsamkeit, die mit jedem der langen Wartetage und -nächte tiefer zu werden schien.

Draußen ging eine Tür. Leota hob den Kopf. Auf der anderen Seite des Zaunes mit der abblätternden weißen Farbe erschienen drei Kinder. Das Nachbarhaus war so nah an ihrem, dass man sich über den Zaun mit den Nachbarn unterhalten konnte. Wenn man sie kannte. Leota kannte sie nicht mehr. All die Nachbarn, die sie gekannt hatte, waren entweder fortgezogen oder längst gestorben. In dem Nachbarhaus auf der Westseite wohnte jetzt eine junge schwarze Frau mit drei Kindern – ein Junge und zwei Mädchen, die etwa 9, 7 und 5 Jahre alt sein mochten. Leota war die Letzte von den Familien, die diese Häuser kurz vor dem Zweiten Weltkrieg als Neubauten gekauft hatten; das Haus hatte ihren Schwiegereltern gehört. Sie dachte einen Augenblick zurück an die schweren Jahre, als Bernhard in den Krieg gezogen war und sie mit den beiden Kindern zu „Mama und Papa“ Reinhardt gezogen war. George war gerade drei gewesen und Eleanor ein unternehmungslustiges Baby.

Als Bernhard als veränderter Mann zurückgekommen war, hatten Mama und Papa darauf bestanden, dass sie bei ihnen wohnen blieben. Sie sahen, wie zerbrochen ihr Sohn war, und Leota ... was hatte sie für eine Wahl? Eine Zeit lang lebten sie ganz passabel

zusammen, bis Papa und Bernhard die Garage zu einer Zwei-Zimmer-Wohnung mit Fenstern zum Garten hin umbauten. Oh, die Bitterkeit jener Jahre!

Es wurde besser, als die Schwiegereltern ihnen das Haus überließen und selbst in die Garage zogen. Papa starb drei Wochen danach an einem Herzinfarkt, Mama hatte noch dreizehn Jahre gelebt. Erst in ihren letzten paar Lebensjahren hatte Leota den Eindruck gehabt, dass sie und Mama endlich Frieden geschlossen hatten.

„Ich habe dir unrecht getan.“ Mamas deutscher Akzent war nach all den Jahren in Amerika immer noch stark gewesen. Sie hatte sich alle Mühe gegeben, ihn abzulegen, aber als ihr Tod näherkam, war er zurückgekommen, gerade so, als ob ihr Geist zurück in ihre Kindheit in Deutschland wanderte. Als Leota sich über sie gebeugt hatte, um die Decke hochzuziehen, hatte Mama ihr über die Wange gestreichelt, ihre blauen Augen tränennass. „Du warst gut zu meinen Lieben, Leota.“ Freundliche Worte nach so vielen Jahren der Missverständnisse.

Eine Woche später war Mama gestorben.

Seltsam, dass Leota ausgerechnet jetzt diese Worte ins Gedächtnis kamen, als sie zuschaute, wie die drei Nachbarskinder im Gänsemarsch die Stufen der Hintertür hinunter und durch den Garten gingen. Der Junge trug eine kleine Schaufel, das ältere der Mädchen einen Schuhkarton. Das kleine Mädchen weinte jämmerlich. Niemand sprach, während der Junge ein Loch aushob. Er hatte die Schaufel gerade wieder beiseitegelegt, als die Mutter aus der Hintertür kam. Sie trat zu den Kindern und sagte etwas, während sie ihnen ein Baumwolltuch mit hübschem Blumenmuster hinhielt. Das größere Mädchen nahm es und kniete sich auf den Boden, während die kleine Schwester etwas aus dem Karton heraushob. Ein toter Spatz. Die Mutter nahm den leeren Karton, ging zum Mülleimer und warf ihn hinein, während die Kleine das hübsche Tuch um den winzigen Vogel wickelte und ihn so in das kleine Grab legte. Dann sangen sie alle ein Lied – ein Lied, das Leota schon als Kind in der Kirche gehört hatte, damals, vor so langer Zeit: „Fels der Zeiten“.

Aber was machten sie denn mit der Melodie? Was waren das für Extranoten und Verzierungen? Warum konnten sie es nicht so singen, wie es im Gesangbuch stand?

Als der Junge das erste bisschen Erde vorsichtig zurück in das Loch schüttete, sprang das kleine Mädchen auf, rannte zur Mutter und vergrub den Kopf in ihrem langen, mit Zebrawuster bedruckten Rock. Die Mutter hob die Kleine auf, drückte sie an sich und drehte sich zu dem Haus hin, während der Junge das Begräbnis beendete.

So viele Umstände und Zeremoniell, so viele Tränen für einen Spatz?

Oh Herr, ob jemand weint, wenn ich einmal nicht mehr bin? Oder werde ich tagelang tot in diesem Haus liegen, bis der Verwesungsgestank nach draußen dringt? Wie sehr hatte sie versucht, ihre Familie zusammenzuhalten. Umsonst.

Das größere Mädchen steckte seine Hand durch den Zaun und brach ein paar von den verwilderten Osterglocken ab. Einen Moment lang wollte Leota das Fenster öffnen und dem Kind zurufen, es solle gefälligst ihre jämmerlichen paar Blumen in Ruhe lassen, aber so schnell, wie der Zorn gekommen war, war er auch wieder weg. Was sollte es? Konnte das Mädchen die Blüten etwa wieder an ihre Stängel kleben?

Leota schaute zu, wie das kleine Mädchen die Blumen auf das frische Grab legte, eine letzte Liebesgabe an den dahingegangenen Vogel. Als die Kleine sich umdrehte, sah sie Leotas Gesicht im Küchenfenster. Sie schrie erschrocken auf, rannte über den Hof und die paar Stufen ins Haus zurück und knallte die Tür hinter sich zu.

Leota blinzelte. Der Ausdruck im Gesicht des Kindes war wie ein Schlag in das ihre gewesen. Das Mädchen war nicht so gerannt, weil es ein schlechtes Gewissen wegen der Osterglocken hatte; das Mädchen hatte nackte Angst vor ihr gehabt.

Bin ich wie die Hexe in den Märchen geworden, von der kleine Kinder denken, sie will sie fressen? Tränen brannten in ihre Augen, ihr Herz schmerzte. Gott, was habe ich getan? Ich habe doch Kinder immer gern gehabt. Am meisten meine eigenen. Ich liebe sie heute noch.

Eleanor rief nur hin und wieder einmal an, und zu Besuch kam sie vielleicht zweimal im Jahr. Sie blieb nie länger als eine Stunde, und den größten Teil davon verbrachte sie damit, zum Fenster hinauszuschauen, ob nicht etwa ein Bösewicht die Radkappen von

ihrem Wagen abmontierte. Und George war grundsätzlich zu beschäftigt, um sie zu besuchen. Oder anzurufen oder zu schreiben.

Leota drehte sich um und ging die paar Schritte zum Tisch vor dem hinteren Fenster. Sie stützte sich mit den Händen darauf ab und setzte sich langsam hin, die Zähne gegen die Schmerzen in den Knien zusammenbeißend. Der Regen, der den Staub und Dreck aus den verstopften Dachrinnen herunterspülte, malte seit Jahren seine grauen Muster auf die Fensterscheiben. Zehn Jahre war es her, dass sie das letzte Mal auf die Leiter gestiegen war, um die Rinnen zu reinigen, und ein Jahr, dass sie die Fenster geputzt hatte. Gleich am nächsten Tag hatte es geregnet, und sie hatte die Fenster seitdem nicht wieder geputzt.

Hinter dem trüben Fenster wartete der Garten, ihr großer Zufluchtsort in all den Jahren. Sie warf nur einen kurzen Blick hinaus – der Anblick der ineinander verfilzten Rosen und wild wuchern den Sträucher schmerzte zu sehr. Überall wuchs Unkraut, das die Blumen erstickte. Der Rasen war keiner mehr, sondern eine halb kahle, halb zugewucherte Wiese. Die Blumentöpfe auf der Ziegelmauer standen noch, aber die teuren Pflanzen, die sie mit ihrem hart verdienten Geld gekauft hatte, waren tot – die einen im Sommer vertrocknet, die anderen im Winter erfroren. Die Kirschen des letzten Jahres waren auf der kleinen Terrasse verfäult; die Flecken sahen aus wie eingetrocknetes Blut. Und die schönen lavendelfarbenen Glyzinien ...

Leota schloss die Augen gegen ihren Kummer. Die Glyzinien waren zu einem Dickicht herangewachsen, bis das Rankgitter unter der Last nachgegeben hatte. Es hing nun schief über dem Tor zum Gemüsegarten, der früher ihre Familie und die halbe Nachbarschaft ernährt hatte und jetzt nur noch Brennesseln und Gänsedisteln hervorbrachte – und winzige Aprikosenbäume aus den Kernen, die im Boden aufgegangen waren.

Leota holte die Zeitung, die vor ihrer Haustür lag. Sie streifte das blaue Gummiband ab und legte es in eine leere Margarine-dose. All diese dummen Gummibänder, eines für jeden Tag des Jahres, an dem sie die Zeitung bekam. Was sollte sie mit ihnen machen? Mit den Dutzenden alter Margarine-dosen in der Vorratskammer? Mit den Einmachgläsern? Den Illustrierten? Gott sei Dank war das

Abonnement abgelaufen, sodass keine Illustrierten mehr kamen. Dafür gab es die neue Geißel der Menschheit, die „Werbung“ hieß.

Ein Blick auf die Zeitung, und sie legte sie wieder hin. Was brachte es, die neuesten Einzelheiten darüber zu lesen, wie die Welt zum Teufel ging? Die Verrückten im Nahen Osten. Die ehemaligen Republiken der Sowjetunion mit ihren hitzköpfigen Oberhäuptern. Japan und China. Und im Lokalteil? Einbrüche, Mord und Korruption. Das letzte Mal, als sie die ganze Seite gelesen hatte, war es um die sprachliche Verrohung von Kindern aus Problemvierteln gegangen. Wer brachte ihnen eigentlich noch richtiges Englisch bei? Wie akribisch Mama Reinhardt noch die Sprache gelernt hatte! Und Papa, der so gut Englisch sprach und nach dem Krieg trotzdem keine Anstellung mehr bekommen hatte, einfach nur, weil er aus Deutschland kam.

Nein, sie brauchte nicht die Titelseite der Zeitung zu lesen, um zu sehen, dass die Welt sich nicht verändert hatte. Wenn sie etwas wissen wollte, konnte sie es in einem der Nachrichtenmagazine sehen, die von morgens bis abends über den Bildschirm flimmerten. Wann immer man einschaltete, wurden die gleichen Mordtaten immer wieder gezeigt. Wenn man wollte, konnte man Verfolgungsjagen aus der Perspektive eines Streifenwagens erleben. Wer lieber Kriege mochte, schaltete CNN ein. Und nichts war so schrecklich oder pervers, als dass es nicht in hundert Talkshows breitgetreten wurde. Serien schaltete man am besten gar nicht erst ein. Und was interessierte sie die zweite Scheidung von diesem oder jenem Popsternchen, die sie überhaupt nicht kannte?

Gott, warum holst du mich nicht einfach heim? Ich bin müde, ich mag nicht mehr. Das Elend in der Welt wird immer schlimmer. Ich bin eine alte Hexe geworden, die die Nachbarskinder halb zu Tode erschreckt. Meine Lieben leben alle ihr eigenes Leben. Mich braucht doch wirklich niemand mehr.

Sie schlug die Zeitungsrubriken auf, die sie noch las: die Comics und die Kummerkastentante. Sie las die Beiträge von „Tante Abby“ schon so lange, dass sie im Voraus wusste, welchen Rat sie der Dame mit dem liebeskranken Hamster geben würde. Sie hatte schon sämtliche Lebensprobleme gelesen, die es gab, und dazu etliche, die die Schreiber bestimmt erfunden hatten.

Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Manchmal kam sie sich vor wie eine Stalkerin, weil sie die Probleme anderer Leute studierte. Nun ja, warum nicht? Was hatte sie selbst denn noch für ein Leben? Jemand, der durch ihr Fenster spionierte, würde sich zu Tode langweilen. Sie musste kichern, als sie sich vorstellte, wie sie sagten: „Was macht die Alte da? Sitzt sie an ihrem Tisch oder vor dem Fernseher oder auf dem Klo oder liegt sie schlaflos im Bett, weil sie den halben Tag im Sessel gedöst hat?“

In irgendeiner Talkshow hatte es geheißen, dass der Mensch sich geistig fit halten müsse, und so hatte sie angefangen, Kreuzworträtsel zu lösen und anhand eines Buches, das Bernhard ihr kurz nach der Hochzeit gekauft hatte, Deutsch zu lernen. Sie war ganz gut damit vorangekommen. Schade, dass sie nicht eher damit angefangen hatte; es hätte ihr helfen können, eine Brücke zu Mama Reinhardt zu bauen. Aber es hielt ihr Gehirn beschäftigt; das Letzte, was sie wollte, war Demenz oder Alzheimer. Himmel hilf, wenn sie je aus dem Haus gehen und ziellos durch die Straßen wandern würde und die Polizei die arme Eleanor oder den armen George anrief und ihnen mitteilte, dass man ihre verwirrte alte Mutter auf einer Parkbank gefunden hatte.

Vielleicht würden sie dann aufwachen.

Cosma Lundstrom, eine Freundin aus den alten Tagen, die zu ihren Kindern nach Chicago gezogen war, hatte ihr kürzlich geschrieben, wie sie eines schönen Sonnentages spazieren gegangen und um ein Haar vor einer fremden Tür erfroren war, bevor ihre verzweifelten Kinder sie fanden:

Die Sonne schien, aber dann kam der Wind. Das mit dem Wind hatte sie mir natürlich gesagt, dafür ist Chicago ja bekannt, aber ich hatte nicht gedacht, dass es so eisig sein würde. Die Treppe war so kalt wie eine Parkbank am Nordpol; mein Hinterteil erstarrte im Nu zu einem Eisklotz. Und dann kriegte ich meine Kiefer nicht mehr auseinander, sodass ich noch nicht mal um Hilfe rufen konnte. Die Passanten müssen alle gedacht haben: So, wie die Alte lächelt, geht's ihr prima – und in Wirklichkeit war das eine Grimasse, weil mir die Lippen zusammenklebten vor Kälte!

Wie sie gelacht hatte über den Brief. Cosma schrieb immer so lustig. Und dann war die Weihnachtskarte zurückgekommen, die sie Cosma geschickt hatte, mit dem Vermerk: „Empfänger verstorben“.

Verstorben. Eine fünfzigjährige Freundschaft vorbei, einfach so. Verstorben.

Was für ein kaltes, gefühlloses Wort. So gar nicht passend zu dieser Frau, die so voller Leben und Lachen und scharfsinniger Beobachtungen gewesen war. Cosma war ein Himmels Geschenk gewesen damals, als Leota arbeitete und Mama und Papa noch lebten. Sie und Cosma hatten denselben Chef gehabt, einen freundlichen Mann, der zwei Söhne hatte, die im Kriegsdienst waren. Er hatte bevorzugt Ehefrauen von Militärangehörigen beschäftigt. Beide jung, beide mit Männern, die an der Front waren – Leota und ihre neue Freundin hatten viel gemeinsam gehabt. Cosma hatte sich immer wieder geduldig ihre Sorgen angehört und ihr manchen guten Rat gegeben, wie sie das Leben mit Mama Reinhardt besser bewältigen konnte.

Leotas Augen wurden feucht. *Gott, wie ich Cosma vermisse! Jetzt habe ich niemanden mehr. Es war bestimmt die Lunge. Ich habe ihr immer gesagt, dass Rauchen ungesund ist, aber sie musste es ja unbedingt tun; bildete sich ein, dass es elegant aussah.* Cosma hatte gerade ein Jahr in Chicago gewohnt, als ihre Kinder sie in ein Pflegeheim geben mussten. *„Meine Sauerstoffflasche und ich sind umgezogen“*, hatte sie in einem Brief gewitzelt. *„Weißt du noch, wie wir nach der Arbeit immer um den ganzen Merritt-See spazierten und uns anschließend wie neu geboren fühlten? Jetzt schaffe ich es gerade noch bis zum Bad, und das Einzige, was ich noch so richtig bewegen kann, sind meine Finger. Nun ja, solange meine Finger das Laufen und Reden übernehmen, geht's noch.“*

Was hatten sie Spaß gehabt, wenn sie zusammen ausgingen. Ein paarmal hatten sie zu den Takten von Glenn Miller und Harry James mit Fronturlaubssoldaten das Tanzbein geschwungen und auf dem Nachhauseweg dann geheult, weil es schien, als ob der Krieg niemals enden und ihre Männer nie wieder zurück nach Hause kommen würden.

Aber während Leota sich halb zu Tode sorgte, wie alles werden würde, falls Bernhard fiel, war Cosma dem Leben gegenübergetreten

wie ein Torero. Und das Leben hatte sie kräftig auf die Hörner genommen, als zwei Soldaten an ihre Tür klopfen, um ihr mitzuteilen, dass ihr Jeremy gefallen war.

Ihren zweiten Mann, den Marinesoldaten Alfred Lundstrom, der blaue Augen hatte und aus Minnesota kam, hatte sie kennengelernt, als er sich von einer Verwundung im Südpazifik erholte. Kaum einen Monat später hatten sie geheiratet, kurz bevor er zurück zu seiner Einheit musste. Alfred war dann schließlich gesund aus dem Krieg zurückgekommen und hatte Cosma in den Nordosten entführt, nach Minnesota. „*Jetzt melke ich Kühe!*“, hatte sie Leota geschrieben. Als ihr erstes Kind, ein Junge, geboren wurde, waren sie zurück nach Kalifornien gezogen.

Leota hatte so gehofft, dass sie sich bei San Francisco niederlassen würden und sie ihre alte Freundin wiederbekam. Sie war sehr unglücklich gewesen damals – die vielen Überstunden und das Elend mit der Schwiegermutter; jedes Mal, wenn sie ihren Kindern etwas sagte, war Mama zur Stelle und sagte das Gegenteil. Und der Krieg in Bernhards Kopf wollte und wollte nicht aufhören.

Es wurde nichts aus ihren Hoffnungen. Alfred sah eine lukrative Chance in Südkalifornien, und er hatte den richtigen Riecher. Der große Bauboom hatte gerade begonnen, und er war so erfolgreich, dass er es zu seiner eigenen Baufirma brachte. „Dieser Mann lebt, um zu arbeiten“, hatte Cosma einmal bei einem Telefongespräch zu Leota gesagt.

Alfred starb mit 65 Jahren an einem Infarkt. „*Es ist eine Schande, aber ich bin auch richtig wütend auf ihn*“, schrieb Cosma damals. „*Er hatte sich gerade zur Ruhe gesetzt, und wir hatten hundert Pläne, wie wir unsere goldenen Jahre genießen wollten – und jetzt ist er, zack, einfach so gegangen, ohne mich. Typisch Mann – auf das Ziel los und fertig; keine Zeit, sich erst mal ein bisschen umzuschauen.*“

Alfreds Lebensversicherungen waren glücklicherweise hoch gewesen, und die Söhne hatten die Firma übernommen. Cosma hatte ihre Wut auf Alfred schon nach ein paar Monaten unter die Füße gekriegt; die Trauer allerdings hatte mehrere Jahre gebraucht. Ihre Tochter hatte sie schließlich zu einer Reise nach Mexiko überredet, und danach war Cosma eine richtige Weltenbummlerin geworden.

Cosmas Briefe von ihren Reisen hatten Leota die große weite Welt eröffnet, denn keine zwei Menschenleben hätten unterschiedlicher verlaufen können als Cosmas und ihres.

Bernhard war nie besonders ehrgeizig oder strebsam gewesen. Als er aus dem Krieg zurückgekommen war, war er äußerlich heil, aber innerlich zerbrochen gewesen. Er war nicht mehr der schneidige Kavalier, den sie mit 20 geheiratet hatte. Wie ein alter Mann saß er in seinem Sessel, die Augen meist geschlossen, um die Welt auszusperren. Sie hatte auf tausend Arten versucht, ihn aus seiner Depression herauszuholen – alles umsonst. Schließlich hatte er angefangen zu trinken, um den Schmerz seiner Seele und die Narben seines Gewissens zu betäuben. Er trank nicht so viel, dass er richtig betrunken war, nur so, dass er schläfrig wurde. Ein einziges Mal hatte er zu viel getrunken und sich nicht mehr unter Kontrolle gehabt, und sie hatte für einen Augenblick seine Barrieren durchbrechen können und einen Blick in den Abgrund erhascht, in dem er lebte. Er hatte ihr alles erzählt, was er in Deutschland erlebt und gesehen hatte, und sie mit sich hinabgezogen in die Finsternis. Eine Zeit lang hatte er versucht, sie dort festzuhalten, aber es war ihr gelungen, wieder herauszukommen. *O Gott, o Gott!*, hatte sie geschrien, und Gott hatte ihr seine Hand entgegengestreckt und sie zurück ins Licht gezogen.

„Das war doch nicht deine Schuld, Bernhard, das hast du doch nicht gemacht!“

„Das verstehst du nicht!“ Er war hilflos und wütend gewesen. „Du kannst es nicht verstehen! Du bist keine Deutsche!“

„Du bist auch kein Deutscher mehr! Denk an Gott und an deine Kinder und komm da raus!“

Aber er hatte sich entschieden, unten zu bleiben. Er kam nicht mehr aus seinem inneren Gefängnis heraus. Was er erlebt hatte, war zu stark. Er war immer weniger anwesend, schien nach und nach zu verblassen.

Mama und Papa hatten ihm seltsame Fragen gestellt, als er aus dem Krieg zurückgekommen war. „Hast du was herausfinden können?“, hatte Papa gefragt, während Mama nervös wartete.

„Die Stadt war dem Erdboden gleich“, hatte Bernhard gesagt. „Es war nichts mehr da. Nichts.“ Seine Stimme war hart und kalt

gewesen, und alle merkten, dass er die Tür zu seinen Kriegserlebnissen für immer verriegelt und verrammelt hatte. Mama und Papa hatten ihn nie wieder gefragt.

Die Aufgabe, die Scherben aufzulesen und Bernhard wieder zusammenzusetzen, war Leota zugefallen. Mama und Papa hatten sie ungeduldig beobachtet und all ihre Misserfolge registriert. Papa schien hin und wieder zu errahnen, wie sehr sie sich anstrengte; Mama begriff nichts.

„Eine Frau muss ihren Mann glücklich machen“, hatte Mama gesagt, und die Worte hatten die Verantwortung für Bernhards Elend voll auf Leotas Schultern gedrückt. Sie hatte sich verteidigen, schreien, kämpfen wollen, aber sie wusste, was dann geschehen wäre. Seit sie wusste, was Bernhard gesehen hatte, saß sie in der Falle. Sie besaß die furchtbare Macht, ihre Peinigerin jederzeit zum Schweigen zu bringen. Alles, was es brauchte, war, dass sie die Wahrheit sagte und zuschaute, wie sie Helene Reinhardt von ihrem selbstgerechten Sockel schlug. Nie wieder würde Mama es wagen, sie so verächtlich und von oben herab anzusehen. Manchmal war die Versuchung so groß, dass Leota aus dem Haus gehen musste, denn sie hatte ihrem Mann versprochen, seinen Eltern nie zu sagen, was er ihr in jener betrunkenen Nacht anvertraut hatte.

An vielen Abenden war sie in den Garten geflüchtet, um dort zu arbeiten, bis es dunkel wurde. Sie weinte vor Zorn und Frust und Mitleid und Liebe für Bernhard, und eine verzweifelte Hoffnung ließ sie schweigen. Sie liebte ihn immer noch, und wenn sie ihr Wissen zur ihrer Verteidigung benutzte, wäre der Preis zu hoch gewesen.

Die Tränen brannten Leota in den Augen, als sie auf die Zeitung starrte und daran dachte, wie sehr sie gekämpft und wie viele Jahre es gedauert hatte, bis es so etwas wie Frieden zwischen ihr und Mama Helene gegeben hatte. Zum Schluss hatte sie die alte Frau geliebt und war froh, dass sie damals den Mund gehalten hatte. Es war besser, dass es von Papa gekommen war und nicht von ihr.

Ich habe mein Versprechen gehalten, Bernhard. Ich habe nie ein Wort gesagt, mein Schatz.

Neue Traurigkeit überkam sie. Bernhard war ein paar Jahre nach Alfred gestorben. Nicht an einem Infarkt, sondern an den Folgen

des Alkoholismus. Wenn sie zur Kirche ging, war er zu Hause geblieben. „Was soll ich da? Es gibt keinen Gott“, hatte er gesagt. „Wie kann es in dieser Welt einen Gott geben?“

Sie wusste es besser. Ohne Gott hätte sie niemals die Kraft gehabt, das alles zu ertragen. Erst ganz zum Schluss war Bernhard zur Besinnung gekommen und hatte über all die verlorenen Jahre geweint.

Und immer noch klammerte sie sich an die Hoffnung. Und wartete.

Sie nahm ihren Bleistift zur Hand und starrte auf das Kreuzworträtsel. Was war ein Eingang mit drei Buchstaben? Ein Tor. Ein Opernlied mit vier Buchstaben? *Arie*. Sie malte die Buchstaben sorgfältig in die Kästchen. Ein Theaterstück? *Drama*. Ein Deckname? *Alias*.

Aus dem Wohnzimmer kam das dezente Schlagen der Wanduhr. Jetzt saß sie seit über einer Stunde über dem Kreuzworträtsel. Sie legte den Bleistift hin und drückte sich hoch. Wie steif ihre Gelenke waren. Sie ging in die kleine Waschküche, die früher die Veranda gewesen war, und stopfte ein paar Sachen in die Waschmaschine. Nur noch ein kleiner Rest Waschpulver war übrig. Sie streute einen Löffel voll auf die Wäsche, dann drehte sie den Programmknopf auf „halbe Trommel“. Sie blieb einen Augenblick stehen und schaute zu, wie das Wasser in die Maschine strömte. Die Maschine war fast so alt wie sie und hatte ihre Mucken. Heute machte sie keine Probleme.

Sie ging an den Kühlschrank, um sich ein Glas Milch zu holen. Die Milch reichte nur noch für ein halbes Glas. Sie müsste wohl bald wieder einkaufen gehen, noch viel länger ließ es sich nicht hinausschieben. Sie hatte nur noch zwei Eier, ein halbes Brot und ein paar Konserven. Kein Fleisch, kein Frischgemüse oder Obst. Auch keine Plätzchen, obwohl sie wahrscheinlich noch genug Zutaten hatte, um selbst welche zu backen.

Der Supermarkt, in dem sie seit über 60 Jahren einkaufte, war nur ein paar Straßen entfernt. Bis vor ein paar Wochen war der Weg kein Problem für sie gewesen. Aber dann war ein Teenager auf einem Skateboard mit ihr zusammengestoßen. Es war auf dem Parkplatz passiert, und um nicht zu stürzen, hatte sie ihre Tasche fallen

lassen, sodass der Inhalt in alle Richtungen gerollt war. Noch nie in ihrem Leben hatte sie eine solche Schimpfkanonade gehört wie von dem jungen Rüpel. Dann sprang er wieder auf sein Brett und ratterte davon. Wie vom Donner gerührt hatte sie dagestanden, und dann war die Wut gekommen. Was war los mit der Jugend? Hatten die Eltern dieses Knaben ihm nicht oft genug den Hintern versohlt, dass er einfach arme alte Frauen über den Haufen fuhr?

Das war vor einer Woche gewesen.

Leota kritzelte „Waschpulver“ auf ihre Liste. So lang wie die Liste wurde, würde sie wohl zwei Gänge brauchen, um alles bergauf zurück zu ihrem Haus zu schleppen. Einmal hatte sie gesehen, wie ein alter Mann einen roten Wagen hinter sich herzog. *Der muss ein bisschen plemplem sein*, hatte sie damals gedacht. Jetzt sah sie ein, wie praktisch so ein Ding war. In einem Wagen könnte sie die vollen Einkaufstüten viel leichter nach Hause schaffen, als wenn sie sie trug, und wenn sie anhielt, um zu verschnauften, musste sie die schweren Tüten nicht erst absetzen und anschließend einen Hexenschuss riskieren, um sie wieder hochzuheben.

Ein rotes Wägelchen. Gute Idee, aber wo kriegte man so was?

Sie spülte die Milchtüte aus, füllte sie mit Wasser und stellte sie zurück in den Kühlschrank. Bis sie sich aufraffte, wieder zum Supermarkt zu gehen, musste es halt Wasser tun. Sie betrachtete ihre geschrumpften Vorräte: ein Glas Mixed Pickles, ein halbes Pfund Butter, eine fast leere Tube Mayonnaise, vier Scheiben Käse und ein kleines Einmachglas mit Aprikosen – ihr letztes. Zwei Jahre lang hatte es wie ein Waisenkind auf dem Regal in der Vorratskammer gestanden, bevor sie sich gestern erbarmt und es in den Kühlschrank befördert hatte. Vorbei war die Einmachzeit. Wie viele Aprikosen und Kirschen waren in den letzten Jahren einfach vom Baum gefallen und verrottet? Was für eine Sünde und Schande! Obstbäume brauchten Pflege. Sie waren nicht so eigenständig wie Eichen oder Redwoods. Man musste sie beschneiden, düngen und vor Schädlingen schützen. Ein paar Jahre der Vernachlässigung, und ein Baum, der genügend Obst für die halbe Nachbarschaft getragen hatte, brachte kaum noch genug für die Vögel und eine kleine alte Frau.

Leota schloss die Kühlschranktür, schlurfte zurück ins Wohnzimmer und ließ sich in Bernhards alten Sessel sinken. Der liebe

Sessel! Nachdem Bernhard gestorben war, hatte sie ihn in fast drei Wochen Arbeit mit einem hübschen blauen Stoff neu bezogen. Die Arbeit hatte ihr gutgetan. Jetzt, nach dreißig Jahren Witwendasein, war auch dieser Bezug fast bis auf den letzten Faden abgewetzt und durchgesessen. Der Sessel war fast ein Teil von ihr geworden, wie damals bei Bernhard, nachdem er jahrelang darin gesessen und vor sich hingestarrt hatte.

Ja, sie wurde langsam wie er. Sitzen. Starren. Warten. Über die Vergangenheit nachgrübeln.

Sie dachte oft an all das Schöne, das sie erlebt hatte. Wie oft war sie um den Merritt-See spaziert, hatte die Vögel singen gehört, die Kinder beobachtet, die ihre Bötchen fahren ließen, die Sonne im Gesicht gespürt. Sie hatte stundenlang im Garten gearbeitet, manchmal bis die Sonne unterging, und immer noch genügend Energie gehabt, um mit einer Freundin tanzen zu gehen. Sie war voller Kraft und Lebenslust gewesen. Damals.

Jetzt ging sie nur noch von der Küche ins Wohnzimmer, vom Wohnzimmer ins Bad, vom Bad ins Wohnzimmer, vom Wohnzimmer ins Bett. Ihre Füße hatten schon einen richtigen Trampelpfad in den Teppich getrabt. Nur ihr Geist reiste noch, wohin er wollte. Von der Vergangenheit in die Gegenwart. Durch die Stadt. Durch das Land. Durch die Welt. Manchmal hinauf in den Himmel. Oder hinunter in die Hölle.

Ach, ich wollte immer so gern nach Europa reisen. London sehen, Rom, Paris, Wien. Und ich möchte das immer noch, aber jetzt bin ich alt – so alt, dass schon der Gedanke, zum Supermarkt und zurück zu laufen, mich müde macht.

Vielleicht wäre es besser, wenn ich Gesellschaft hätte. Einen Menschen. Irgendeinen.

Sollte sie George anrufen? Sie verwarf den Gedanken sofort wieder. Es war jetzt kurz nach Mittag, er war sicher auf der Arbeit. Lange Mittagspausen gab es nicht bei ihrem Sohn. Er hatte ihr seine Büronummer gegeben, aber sein Gesichtsausdruck dabei hatte ihr deutlich gesagt, dass ein Anruf von seiner Mutter das Letzte war, was er gebrauchen konnte. „Für den Notfall“, hatte er gesagt.

Nein. Sie würde ihn später anrufen. Vielleicht um 19 Uhr, wenn sie dann noch wollte. Einmal hatte sie ihn um 17:30 Uhr

angerufen und laute Verkehrsgeräusche im Hintergrund gehört. Als sie ihn fragte, wo er sei, sagte er: „Na, im Auto.“ Der Gedanke, dass ihr Sohn mit einer Hand das Telefon hielt und mit der anderen die Autobahn entlangfuhr, hatte ihr einen furchtbaren Schrecken eingejagt. „Mein Gott, Junge, nimm das Lenkrad in beide Hände!“, hatte sie gesagt und schnell aufgelegt. George hatte natürlich nicht zurückgerufen. Er telefonierte nur mit ihr, wenn es um Geld ging.

Eleanor anrufen wollte sie nicht. Sie hatte keine Lust, sich anzuhören, warum ihre Tochter seit Ewigkeiten nicht angerufen oder sie eingeladen hatte. Leota hatte keine Lust, so zu tun, als ob sie Eleonors Lügen glaubte – diese Lügen, die nie so gut verschleiert waren, dass sie ihr nicht einen Stich ins Herz gaben.

„Oh, entschuldige, Mutter, ich hätte dich längst mal anrufen sollen, ich weiß, aber die Zeit ... die Zeit, du weißt ja, wie es ist. Bei uns ist ja immer so viel los. Ich war gerade mit Anne-Lynn bei Freds Familie in Newport Beach zu Besuch. Zehn Tage, es war wunderbar. Sie nehmen sich immer so viel Zeit, wenn Anne-Lynn und ich kommen. Ich dachte, Anne-Lynn würden die Strände dort gefallen, aber sie wollte lieber in sämtliche Museen. Sie hat gerade so eine künstlerische Phase, weißt du. Ein bisschen Talent hat sie wohl, aber im Herbst geht sie nach Wellesley, sie hat ein Stipendium. Oh ja, Michael macht sich sehr gut in Columbia, der Dekan ist auf ihn aufmerksam geworden. Wir haben ihm gerade einen Scheck für das neue Semester geschickt.“

Eleanor und ihre hinterhältigen Anspielungen darauf, was ihre Mutter ihr alles nicht gegeben hatte. Eleanor und ihr alter Groll. Eleanor und ihr ewiges Selbstmitleid und Gejammer.

Ich mag nicht mehr, Herr. Du weißt doch, ich will meinen Kindern nicht zur Last fallen. Manchmal will ich nur noch, dass du mich heimholst.

Die Stille um sie herum wurde dichter. Sie saß reglos in dem Sessel und wartete. Auf die leise Stimme ... auf ein Zeichen ...

Auf einen Schlaganfall.

Nichts kam. Keine Stimme vom Himmel. Kein Lichtblitz in dem schummrigen Wohnzimmer. Sie atmete immer noch, und ihr Herz schlug noch. Sie hatte ein starkes Herz, sie würde vermutlich

100 werden. *Na, danke vielmals.* Die Tränen stachen in ihren Augen, die Wut kam hoch.

Was ich im Leben getan habe – sinnlos, alles sinnlos. Was hab ich denn gekriegt für meine Schufterei? Die Sonne geht auf und unter und wieder auf, wie immer. Ich habe keine Pauken und Trompeten erwartet, Herr, aber irgendeine Form der Anerkennung, das wäre schon genug gewesen. Aber nein, die Jahreszeiten kommen und gehen, die Tage ebenso, und was ist in der Welt anders geworden, weil es mich gegeben hat? Haben die anderen überhaupt gemerkt, was ich für sie getan habe? Haben sie begriffen?

Mein Besitz wird an meine beiden Kinder gehen, und was werden sie damit machen? Das Haus an Fremde verkaufen. Sachen, die mir lieb und wert waren, für ein paar Cent auf dem Flohmarkt verhökern. Meine Kleider werden sie zur nächsten Altkleidersammlung geben, im Garten werden sie alles rausreißen, die Briefe von lieben Freundinnen kommen ins Altpapier. Es wäre besser gewesen, ich wäre längst gestorben, als dass ich jetzt noch lebe und mit ansehen muss, wie sinnlos alles ist.

War es schon immer so gewesen?

Gott, wozu leben wir überhaupt?

Leota legte ihren Kopf zurück und schloss die Augen. Wartete. Dachte nach. *Vielleicht wäre es besser, wenn ich Alzheimer hätte, Herr. Ich hatte so eine glückliche Kindheit; wenn ich dahin zurückgehen und alles danach vergessen könnte, das wäre schön. Was, wenn ich wirklich alles vergessen würde? Auch die Menschen? Haben sie mich nicht schon längst vergessen? Aber was ist, wenn ...*

Ihre Gedanken galoppierten über Stock und Stein, Hecken und Zäune, durch Bäche und Flüsse, ohne nass zu werden, bis sie wieder zurück zu ihrem Sessel kamen und ihr Herz wild klopfte vor Angst. Was würde die Zukunft bringen?

Sie presste ihre Lippen zusammen. *Und weißt du noch, was, Herr? Ich bin es leid, dauernd mit dir zu reden und keine Antwort zu kriegen!*

Sie stand auf und stellte den Fernseher an. Besser Stimmen aus der Konserve als gar keine.

Es war früh am Nachmittag, die Hochzeit der Seifenopern und Talkshows. Na, prima. Ausgeflippte Jugendliche. Lüsterne Ärzte auf der Jagd nach Krankenschwestern und Patientinnen. Verzweifelte

Hausfrauen, die heimlich auf den Strich gingen. Psychotische Nachbarn, die vergiftete Plätzchen brachten. Sie zappte durch die Kanäle. Neue Kriegsgefahr im Nahen Osten, die todsichere Geldanlage für Millionäre, die Schauspielerin XY, die ihre neuen Brüste vorführte ... Es musste doch irgendwo etwas geben, irgendetwas, das nützlich war.

Gott, wenn das so weitergeht, wird mein Gehirn noch zu Pudding. Werde ich am Ende so wie die arme Mrs Abernathy? Erinnerst du dich an sie, Jesus? Die kleine alte Dame, die um 1945 vorn an der Ecke wohnte. Auf dem Weg von der Arbeit kam ich immer bei ihr vorbei, und wenn ich sie fragte, wie es ihr ging, erzählte sie mir alles über ihren Stuhlgang. Wird das bei mir auch so werden? Sollen etwaige Besucher auch alles über meine Hämorrhoiden erfahren? Nein, lieber schlucke ich das ganze Röhrchen Aspirin. Bisher hab ich noch niemandem erzählt, ob mein Stuhlgang in Ordnung ist. Nicht, dass mich einer fragt. Aber das verspreche ich dir, Herr: Wenn es so weit kommt, kaufe ich mir zwei Schachteln Schlaftabletten und spüle sie mit 'ner Flasche Gin runter!

„Hilfen für Senioren ...“ Was hatte sie da gerade gehört? Sie klickte rasch zurück. „Bei uns im Studio ist heute Nancy Decker, die uns gleich erzählen wird, wie ihre Organisation älteren Mitbürgern in ihrem Alltag hilft ...“

Leotas staunende Ohren hörten von Freiwilligen, die zu einem nach Hause kommen. Mit einem Einkauf gehen oder zur Bank. Alles gratis, Anruf genügt.

Anruf genügt? Warum eigentlich nicht? Was hatte sie für eine Wahl? Wenn sie weiter ganz allein blieb, würde sie eines Tages mit einem Oberschenkelhalsbruch oder einem Schlaganfall enden, und dann hatten ihre Kinder die Last. Sie konnte natürlich auch einfach nicht mehr das Haus verlassen, aber auf Raten verhungern – der Gedanke war nicht besonders attraktiv.

Sie starrte die Telefonnummer auf dem Bildschirm an. *So weit sind wir also, Herr, nicht wahr?* Sie wartete noch einen langen Augenblick, suchte nach einer besseren Alternative. Es kam keine. Sie nahm den Telefonhörer in die Hand.

„Bin gespannt, was für Hippies die mir schicken“, murmelte sie, während sie wählte.